

Billy Wilders Variante des Sexologen: Klaus Kinski als Dr. Hugo Zuckerbrot, Leiter einer kalifornischen Sexklinik, in „Buddy Buddy“ aus dem Jahr 1981

Foto ddp Images

Als der gesunde Sex erfunden wurde

Die Pyrrhussiege der Psychoanalyse: Dagmar Herzog zeigt in ihren Studien zur Geschichte der Sexualität, warum Neofreudianer sogar von Rom den Segen bekamen.

Die deutsch-amerikanische Zeit- und Geschichtswissenschaftlerin Dagmar Herzog ist für ihre provokanten Arbeiten zur Geschichte der Sexualität bekannt. In ihrem wohl bekanntesten Buch „Die Politisierung der Lust“ (2005) zeigte sie auf, dass die Sexualpolitik des Dritten Reiches weitaus freizügiger war, als ihr späterer Ruf es wollte. Herzogs Arbeit richtete sich bewusst gegen die weitverbreitete Vorstellung, der NS-Staat sei vor allem auf dem Boden der Triebunterdrückung gewachsen, eine Lehre, die die Studentenbewegung von 1968 aus den Schriften Wilhelm Reichs oder Herbert Marcuses gezogen hatte. Davon ausgehend unternahm sie in den letzten Jahren eine Neuerschätzung der „sexuellen Revolution“, welche die zahlreichen „Paradoxien“ der Liberalisierung der Sexualität in Westeuropa und den Vereinigten Staaten in der Nachkriegszeit aufzeigen sollte.

Anlässlich von Herzogs Gastprofur am Jena Center für Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts entstand nun ein Band, der vorführt, wie fruchtbar sich die von ihr entwickelten Fragestellungen

im Bereich der Geschichte der Psychoanalyse und der Sexualwissenschaft nach 1945 fortführen lassen. So wird insbesondere deutlich, dass der Aufstieg der Experten in Sachen Sex in dieser Zeit nur verständlich wird, wenn man das Spannungsfeld zwischen sozialen Bewegungen, religiösen Institutionen und der jeweiligen Gesetzgebung in verschiedenen Ländern berücksichtigt.

Herzog begreift die bereits in den dreißiger Jahren beginnende Normalisierung und Entschärfung der freudischen Libidotheorie durch die Neofreudianer Karen Horney, Erich Fromm oder Harry Stack Sullivan zum einen als Reaktion auf die Attacken aus christlich-konservativen Kreisen, zum anderen als Distanzierung von den sexualwissenschaftlichen Studien Alfred Kinseys. Freuds radikale Sexualtheorie der infantilen Sexualität und der Partialtriebe wurde durch eine neue, gangbare „Liebesdoktrin“ ersetzt. Diese Version florierete in der Zeit des Kalten Krieges, weil sie eine „säkulare, moralische Sensibilität bot, die den Erhalt konservativer Familienwerte im Zeichen der ‚Gesundheit‘ forderte“.

Das neue Ideal des „healthy sex life“ provozierte die Kritik Adornos, der darin die „Neutralisierung des Sexus“ und die Abschaffung des „wahren erotischen Triebens“ sah. In einer charakteristischen Volte erklärte er diese „Desexualisierung“ der Sexualität als „die Form des genitalen Sexus, in der dieser selbst zur tabuierenden Macht wird und die Partialtriebe verschleudert oder ausrötet“. Als Beleg für die Errichtung neuer Tabus inmitten der angeblich befreiten Sexualität dienten dem Philosophen die anhaltende Verfolgung von Prostituierten und Homosexuellen durch das Strafrecht, aber auch deren öffentliche Ächtung.

Wenn Herzog diese adornoische Kritik in ihren historischen Kontext – in diesem Fall die Diskussion um die 1961 angestrebte Strafrechtsreform – einbettet, schließt sie sich ihr auch in Teilen an. Schonungslos nimmt sie etwa die homophoben Tendenzen in der Psychoanalyse seit der Nachkriegszeit ins Visier, die stark mit der ursprünglichen Liberalität der Positionen Freuds und der Pluralität von Positionen bei manchen seiner Schüler kontrastierten. Sie versteht die über Jahrzehnte anhaltende Pathologisierung der Homosexualität innerhalb der Profession als Ausdruck einer generellen Ambivalenz gegenüber der Zentralität des Sexus selbst. Der von christlich-konservativer Seite immer wieder geäußerte Vorwurf, die Psychoanalyse sei eine „typisch jüdische“ Theorie und ihre Vertreter sexbesessene Fanatiker, trieb diese nicht selten zu paradoxen Stellungnahmen. So mühte sich der Psychoanalytiker und Psychiater Karl Menninger, Leiter und Begründer der berühmten Menninger-Klinik in Kansas, in den fünfziger Jahren, die dort betriebene Arbeit mit Patienten auf der Couch als Korrektur grassierender Unmoral und Rückführung in die geschlechtliche Normalität zu beschreiben.

Wie Herzog zeigt, antwortete Menninger auf eine von dem medial stark präsenten katholischen Bischof Fulton J. Sheen angezettelte Kampagne gegen die Psychoanalyse. Es entsteht ein Bild, dem zufolge die konservative Version der Neofreudianer durch derartige Positionierungsgehalte letztendlich konsolidiert wurde. Bereits 1952 segnete Papst Pius XII. die psychoanalytische Therapie als mit der katholischen Kirchenlehre verträglich ab, solange sich die Rede vom Sex in Grenzen hielt. Dass eine Reihe von kirchlichen Würdenträgern bald darauf die „friedliche Koexistenz“ von

Religion und Psychoanalyse konstatierte, verweist auf den Pyrrhussieg, den letztere errungen hatte.

Angesichts dieser Entwicklung des psychoanalytischen Mainstreams vergisst Herzog jedoch auch nicht die dissidenten Positionen, wie sie etwa von dem kalifornischen Psychiater und Psychoanalytiker Robert Stoller vertreten wurden. Mit seinen Theorien zur sexuellen Erregung, die Perversion und Feindseligkeit einen zentralen Platz einräumten, irritierte er nicht nur die entsexualisierte Liebesdoktrin der Neofreudianer.

Auch die utopische Politisierung der 1968er mit ihrem Slogan „Make Love not War“ führte Stoller ad absurdum. Er war überdies einer der wenigen, die die Pathologisierung der Homosexualität innerhalb der Profession unablässig anprangerten, ohne zugleich dem aufkommenden biologischen Modell der Psychiatrie das Wort zu reden. Die gegenwärtigen neurowissenschaftlichen und pharmazeutischen Trends, die auch in der Sexualwissenschaft dominieren, sind für Herzog demgegenüber eher als dämmliche Simplifizierungen anzusehen. Ihr eigenes Engagement für die linksfreudianischen und sozialkritischen Theorien mag aus der Perspektive des historischen Mainstreams altmodisch anmuten. Doch weist sie damit die Geschichte der Sexualität als einen politischen Akt aus, der sich auf Probleme bezieht, die in die Gegenwart hineinragen. ANDREAS MAYER



Dagmar Herzog: „Lust und Verwundbarkeit“. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA.

Wallstein Verlag, Göttingen, 238 S., br., 15,- €.

Auf den Rundgängen durch die Hölle

Neapel für Fortgeschrittene: Wanda Marascos Roman „Am Hügel von Capodimonte“ zersetzt das Postkartenidyll

„Neapel sehen und sterben“. Das geflügelte Wort wird auch in diesem Roman aufgerufen und nimmt eine eigenwillige Wendung. Wanda Marasco lässt gleich auf der ersten Seite ihre Kunst des genauen Beobachtens aufblitzen, wenn die Ich-Erzählerin Rosa verstohlen „die Spuren aller abgeschlossenen Handlungen auf dem Körper“ von Vincenzina Umbriello beobachtet, „die zu einer vollendeten Stille verstrickten Haare, die mit einem undurchdringlichen Sprühregen gefüllten Augen, die zwischen zwei Hautrinnen eingezwängten Lippen“. Späte, heimliche Annäherung an die Mutter, die im Sterben liegt.

Es gibt in der europäischen Gegenwartsliteratur kaum eine Stadt, in der sich Leser so gut auskennen können, nicht erst Elena Ferrantes vierbändige „Neapolitanische Saga“ über die Freundinnen Lila und Lenù lädt dazu ein. Auch wer nie über die Via Toledo gebummelt, in die Buchläden an der Port'Alba getreten oder zum Nationalmuseum im Königsschloss auf den Capodimonte gepilgert ist, kann hier bewandert sein.

Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg, seit dem Schocker „Die Haut“ von Curzio Malaparte hat die „einheimische“ Literatur die Postkartenansicht, die vor allem ausländische Schriftsteller von der Stadt am Golf malten, gründlich zersetzt, und doch bauen etwa Erri De Luca, Diego De Silva und Roberto Saviano sehr verschiedene Textstädte, denen Wanda Marasco eine weitere hinzufügt. Der deutsche Titel holt den Leser bei seinen Ortskenntnissen ab: Aus „La compagnia delle anime finte“ (Die Gemeinschaft der falschen Seelen) ist – in der vielstimmigen Übersetzung von Annette Kopetzki – „Am Hügel von Capodimonte“ geworden.

Vico Unghiato 53, dritter Stock. Diese Adresse im Rione Sanità setzt Anfang und Ende. „Trink, Ma, trink“, sind „letzte Worte“, die Rosa an Vincenzina richtet, um dann doch noch einmal das Gespräch mit ihr zu suchen. Zu spät. „Es ist vorbei. Signora ist gestorben“, sagt Carmen, die rumänische Pflegekraft, 220 Seiten später, als Rosas Geschwister Lisa, Nando und Juliette sowie ihre Kinder Chiara und Giuseppe aus Totenbett treten. Ein Augenblick, vielleicht auch ein paar Stunden liegen dazwischen. Und ein ganzes Leben, dessen sich die verwitwete Tochter zu vergewissern versucht: „Ich weiß nicht, ob dies deine wahre Geschichte ist, aber ich lerne gerade, eine zu konstruieren, die dir ähnelt.“ Der Versuch gerät zu einem prosaischen „stabat mater“. Manchmal erzählt Vincenzina auch selbst. In Neapel sprechen auch die Toten.

„Auf dem Körper ist das Muster der Gasen zurückgeblieben, durch das wir gemeinsam gegangen sind, Basso für Basso, ebenerdig die Wohnlöcher.“ Die Mutter, von der Stadt gezeichnet, wird zu deren Allegorie, denn die Tochter löst den Abdruck auf in Geschichten. Sie hält sich zunächst an die eigene Biographie, angefangen bei dem Schulausflug in den Untergrund, den Nunziata, ihr verrückter Lehrer, in der vierten Grundschulklasse unternahm, sie nimmt Spuren auf, gräbt in der Zeit. Ein kleines Porträtfoto – „Für Rafele, Oktober 1947“ – gibt Zeugnis: Im März 1946 war Vincenzina, als sie Schutz vor dem Regen suchte, Raffaele Maiorana begegnet, da hatte ihre Mutter Adeli die Siebzehnjährige gerade aus Villaricca in die große Stadt geschickt, wo sie in der Via Duomo als Hausmädchen arbeitet. Sein Lächeln, zwei Goldzähne, und es ist um sie geschehen. Eine Klassenliebe, gegen die Ordnung.

Als Rafele erkennen muss, dass seine Familie Vincenzina nicht akzeptieren wird, retten ihre grobschlächtigen Brüder ihre Ehre: Sie drohen mit Prügel, und der

Arztsohn, der es nur zum Buchhalter gebracht hat, heiratet die arme Schönheit vom Land.

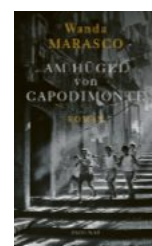
Anrede und Reflexion. „Hörst du mich, Ma? Das ist die Geschichte, die in der Welt war, bevor ich geboren wurde.“ Rosa reimt sich zusammen, wie die Eltern sich kennenlernten, und verfolgt deren ungleiche Herkunft: In dem Elf-Zimmer-Palazzo neben dem Dom regiert Lisa, die mit dem gutmütig-schwachen Chirurgen Ennio verheiratet und seit dem Kindstod ihrer Tochter Filomena verbittert ist, mit ähnlich eiserner Hand wie in Villaricca Adeli, die mit neun Kindern in einem „großen Raum mit angrenzendem Klo, Kochstelle und Stall an der Hinterseite“ haust. Ihr „hurender“ Mann Bisino wird auf frischer Tat ermordet, ihrer schönsten Tochter zerschneidet sie das blaue Kleid mit dem weich fallenden Glockenrock, woraufhin Iolanda nicht an der Seite eines stattlichen Offiziers, sondern im Irrenhaus landet.

Neapel nach dem Krieg, zwei Familien, gesellschaftliche Schranken und Ausbruchversuche – die thematischen Parallelen zu Elena Ferrante sind offenkundig, aber der Vergleich stützt den Welterfolg zur konventionellen Erzählkunst. Wanda Marasco, die 1953 in Neapel geboren wurde, Philosophie und danach Theaterregie studiert sowie lange als Lehrerin gearbeitet hat, rollt kein Epochenemblem auf. In dichten, mosaikartig gefügten Szenen und Miniaturen, Ahnungen und Alpträumen, Kindheitsängsten und Familientragödien komponiert sie das Bild einer Lebenswirklichkeit, die von Vitalität und Verrohung, Glaube und Gewalt bestimmt und zerrissen wird.

Politik und Zeitgeschichte kommen nur am Rande vor, Wirtschaftsbloom und Democrazia Cristiana, De Gasperi, Saragat, Andreotti. Doch die Perspektive weitet sich. Die Wege durchs Viertel, die tratschenden „Hauskrähen“ auf der Treppe, Unglücksraben und schräge Vögel, Begegnung und Schicksalsschläge: Rafele stirbt einen langen Leberkrebstod, die Behandlung kostet so viel, dass Vincenzina danach für den mafiosen Geldverleiher Musca arbeiten und die kleine Rosa, weil sie rechnen kann, sie „auf den Rundgängen durch die Hölle, auf der Spirale der Wohnlöcher“ begleiten muss.

Ernidrigte und Beleidigte, „verquere Menschen und schiefe Wohnungen“: Die Schmugglerin Sinisa, die Klavierlehrerin Capece, die, Knaben und süßen Liköre zugetan, sich erhängt, der Transsexuelle Mariomaria, die einfältige Emilia, die vergewaltigt wird, die vernachlässigte Halbweise Annarella, die sich im Wald von Capodimonte mit dem Frisör trifft, der Jäger Sepe, der sich, verarmt und traumatisiert, an seinen Kriegererinnerungen wärmt. Bis Musca, nachdem sein Capo gestorben ist, auf der Treppe einem Herzinfarkt erliegt, weil keiner Erste Hilfe leistet.

Die Lebensgeschichten konfrontieren mit der bedrängenden Gegenwart einer alten Stadt, die archaische Sitten und überlieferte Zwänge im Chaos gefangen halten. Die expressionistisch verknappte, sinnenoffene, gedankensprunghafte Prosa der Wanda Marasco erfasst ihre Stimmen, Farben, Gerüche, Schatten und taucht sie in ein ständig wechselndes, zwischen dämonischen Schrecken und moribunder Schönheit changierendes Licht. Neapel sehen und sterben? Neapel lesen und staunen! ANDREAS ROSSMANN



Wanda Marasco: „Am Hügel von Capodimonte“. Roman.

Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Zsolnay Verlag, Wien 2018. 240 S., geb., 22,- €.

Der Krieg ohne äußeren Feind

Der britische Historiker David Armitage folgt dem sich wandelnden Verständnis von Bürgerkriegen und hat dabei auch die Gegenwart im Blick

Wer eine bewaffnete Auseinandersetzung als Bürgerkrieg bezeichnet, trifft damit eine doppelte Unterscheidung. Bürgerkriege sind Kriege, also etwas anderes als Rebellionen, Aufstände oder gewaltsame Generalstreiks. Gleichzeitig sind sie keine Staatskriege. Bürgerkriege werden zwischen Parteien ausgefochten, die zu ein und demselben politischen Verband gerechnet werden, zwischen Mitbürgern also. Der Bürgerkrieg ist der Krieg ohne äußeren Feind. Nun weiß man seit den bahnbrechenden Arbeiten des Historikers Reinhart Koselleck, dass historische Begriffe unter anderem deswegen in ihrer Bedeutung instabil sind, weil sie sich auf einander ablesende Gegenbegriffe beziehen. Vom Begriff des Bürgerkrieges müsste das deswegen in doppeltem Maße gelten.

Dass es sich in der Tat so verhält, zeigt der in Harvard lehrende britische Historiker David Armitage in einem Buch, das nun in deutscher Übersetzung vorliegt. Es ist, wie Armitage beobachtet, auch ein Produkt besorgter Beobachtungen einer amerikanischen Innenpolitik, die sich seit den achtziger Jahren immer stärker in die Se-

mantiken des Bürgerkrieges verwickelt hat. So erklärt Armitage mit viel Verve an mehreren Stellen des Buches seinen Lesern, dass politische Begriffe nicht bloß Wörter sind, sondern eine Frage, die „das echte Leben – oder den Tod betrifft“. Das ist zwar keine ganz neue Erkenntnis, doch darum nicht falsch.

Weltgeschichtlich identifiziert Armitage vier Varianten, den Bürgerkrieg zu denken. Im Zentrum des arabischen Begriffs der fitna steht die Glaubensspaltung, anders als in der ostasiatischen Vorstellung von einem „inneren Krieg“. Wiederum anders die Griechen, die sich Spaltungen innerhalb der polis (stasis) als moralischen Zusammenbruch der politischen Einheit vorstellten. Erst und allein in Rom entstand die ideenpolitisch entscheidende Verknüpfung von Gewalt (bellum) und Zugehörigkeit (civile) zum Bürgerkrieg. Für den römischen Historiker Appian wurden der Waffenbesitz und die Einführung des Kriegsrechts innerhalb der Stadt zu entscheidenden Kriterien dieser Form des Konflikts. So begann der Bürgerkrieg im strengen Sinne mit Sullas Vorgehen gegen Marius und Sulpicius, indem „die Par-

teiführer einander wie im Krieg mit starken Heeren angriffen, und das Vaterland lag als Siegespreis zwischen ihnen“. Die Mittel des Bürgerkrieges sind also spezifisch kriegerisch, das Ziel aber ist die umfassende Kontrolle über die politische Einheit. Ein solcher Konflikt kann nur innerhalb der Grenzen eines politischen Gemeinwesens stattfinden, und die Sprache des Bürgerkrieges ist notwendigerweise die Sprache der Legitimität.

Viermal hat sich nach Armitages Darstellung diese römische Idee des Bürgerkrieges fundamental verändert; die exemplarische Bedeutung der inneren Kämpfe der römischen Republik wurde dabei immer schwächer. Die konfessionellen Bürgerkriege der frühen Neuzeit wurden

David Armitage: „Bürgerkrieg“. Vom Wesen innerstaatlicher Konflikte.



Aus dem Englischen von Sebastian Vogel. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2018. 391 S., geb., 25,- €.

von Zeitgenossen, wie Armitage etwa bei Thomas Hobbes, John Locke und Hugo Grotius zeigt, noch stark im Spiegel Roms gedeutet. Dagegen traten Ende des achtzehnten Jahrhunderts Revolution und Bürgerkrieg begrifflich auseinander, weil die Partei des Fortschritts für ihren Sieg im Bürgerkrieg einen geschichtsphilosophisch ansprechenden Namen benötigte. Das Jahrhundert der juristischen Definitionen, das neunzehnte, hat dann, vor allem während der inneramerikanischen Kriege der 1860er Jahre, auch den Bürgerkrieg definiert und gewissen Regeln der Kriegsführung zu unterwerfen versucht, bevor in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts so etwas wie eine realistische Wende im Bürgerkriegsdenken einsetzte.

Das gemessen an seinem Thema ausgesprochen kurze Buch ist nicht leicht zu lesen. Das liegt unter anderem an der Übersetzung. Sie liest sich holprig, ist voller Anglizismen, schiefer Formulierungen und gerade in den juristischen Begrifflichkeiten voll evidenter Fehler: Dass beispielsweise der Bürgerkrieg „ein von seinem Wesen her umstrittenes Konzept ist, in dem es um die wesentlichen Elemente

des Streits geht“, lässt sich seinem Wesen nach nicht bestreiten, weil es keinen Sinn ergibt. Auch bezeichnet „international justice“ nicht etwa eine internationale Justiz, „aggregation and analysis“ sind als Aufgaben der Geschichtswissenschaft mit „Aufrechnung“ kaum getroffen.

Doch auch der globalgeschichtliche Anspruch des Buches wirkt überfrachtet, gerade weil niemand die „globale Aktualität“ des Themas bestreiten würde. Was trägt es zum Verständnis der heutigen Situation bei? Die Gewalträume der Gegenwart sind ja gerade durch eine bloß diffuse Territorialität gekennzeichnet, ihre Sprache der staatlich-politischen Legitimität ist eine ganz andere als die des Revolutionszeitalters. Auch die Unterscheidung zwischen Bürgerkriegen und Staatskriegen ist seit langem brüchig geworden, weil innere Konflikte in einer globalisierten Welt zur Bühne äußerer Interessen werden. Umso rätselhafter, dass der Spanische Bürgerkrieg, der das den Zeitgenossen erstmals voll zu Bewusstsein brachte, bei Armitage überhaupt nicht, die Russische Revolution nur in Gestalt von zwei Lenin-Bonmots vorkommt.

Am Schluss seines Buches diskutiert Armitage die Frage, ob die Kategorie des Bürgerkrieges für den Ordnungszersfall im Irak und in Syrien adäquat ist. Dass er dabei ohne arabische Quellen auskommt und sich vorwiegend auf amerikanische Militärdokumente stützt, ist das eine. Wobei er etwa ein Feldhandbuch der amerikanischen Armee zur Bekämpfung von Aufständen von 2007 als „bahnbrechend“ bezeichnet, ohne zu sagen, warum.

Das andere ist die in der Tat fundamentale Frage, ob die Entwicklung rechtlich handhabbarer, über unterschiedliche Konflikte und Regionen hinweg stabiler völkerrechtlicher Kriterien für den Tatbestand Bürgerkrieg und die Verknüpfung mit der Frage der Schutzverantwortung für die betroffenen Menschenrechte eine Forderung der Zivilisierung des Bürgerkrieges oder eine Ermächtigung imperialer Gewaltanwendung ist. Inwiefern trägt dazu der historische Stoff etwas bei? Die Antwort, dass er die einander überlagernden Bedeutungen zu unterscheiden hilft und damit „Verwirrung“ vermeidet, ist zu allgemein, um überzeugend zu sein. FLORIAN MEINEL